

Die stille Welt

Nr. 34

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Verena Stadler.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Wilhelm ging. Verena aber schalt sich selber, daß sie ihm nicht gleich gesagt hatte: „Morgen gehe ich dann, Du!“

Das Begräbnis war schlicht und kurz. Als der Geistliche gegangen war, wandte auch Wilhelm sich vom Grabe ab. Mit Verena und ein paar entfernten Verwandten, die zur Leichenfeier gekommen waren, stieg er in den Leidenwagen. Gilde war nicht mitgekommen. Sie war schwach und müde und konnte nicht gehen. — Wilhelm saß während der Heimfahrt in einer Ecke des schwarzen Wagens und starrte zu Boden. Er sprach kein Wort; sein Vor-sich-hin-starren hatte etwas Dumpfes. Manchmal schien es Verena, daß es nicht nur Schmerz sei, daß auch eine Art Gedankenschlaffheit ihn so hindämmern lasse. Sie und da versuchte einer oder der andere Trauergast — es war auch einer der Brüder Verenas darunter — ein Gespräch. Es schloß immer wieder ein; das stumme Starren Wilhelms verband ihnen gleichsam die Mäuler. Da fiel Verena ein, daß er immer noch nicht um ihr Fortwollen wußte! Es kam ihr so plötzlich, daß sie sich unwillkürlich räusperte und zum Sprechen ansetzte. Aber sie stockte wieder. Dafür hob ihr Bruder auf einmal an: „So kommst mit am Abend, Bräute?“ Sie hatten Nachricht, daß sie zu ihnen kommen wollte. — „Ja,“ sagte Verena. Es klang zögernd, voll Widerstreben. Als sie es gesagt hatte, sah sie nach Wilhelm hinüber. Der war mit seinen Gedanken weitab und hatte nichts gehört.

— Der Wagen rasselte jetzt auf den Pflastersteinen der inneren Stadt. Bald nachher hielten sie am Platz vor dem Wasserhaus. Alle stiegen aus. Wilhelm atmete schwer, als zerre er sich mit Gewalt aus einem Laumel. Dann nötigte er die Verwandten, die sich verabschieden wollten, ins Haus. Mit dem Blick bedeutete er Verena, daß sie für Abnung Sorge. Es war ihm selbstverständlich, daß er sich immer wieder an sie wandte. Sie ging stillschweigend und rasch, den anderen ein Stück vorauf, die Treppe hinan. Da stand oben, schon wartend, die Friederike, die Magd. Sie sah ängstlich herein. „Jesus, seid Ihr lang nicht gekommen,“ flüsterte sie. „Sie wartet so da

drinnen,“ fügte sie hinzu und zeigte auf die Tür zu Gildes Schlafstube.

„Auf mich?“ fragte Verena. Es war, als ob sie sagte: „Was habe ich mit der zu tun!“

Wilhelm und die Verwandten kamen schon die nächste Treppe herauf.

„Sie wartet und wartet,“ berichtete hastig die Friederike weiter. „Wenn nur Bräute käme!“ jammert sie immer. Die alte Magd seufzte.



An der Pegnitz.

In diesem Augenblick trat aus der Schlafkammer eine ältere Frau. „Wenn Sie doch kommen wollten, Fräulein! Sie verlangt so nach Ihnen,“ sagte sie. Da konnte Verena nicht anders. „Besorge Essen und Trinken für die Männer!“ hieß sie die Magd. Dann ging sie in Gut und Trauerschleier, wie sie war und stand, zu Gilde hinein.

Die lag in den Kissen, bleich, klein, ihr Gesicht war fast so farblos wie das Kissenlinnen. Eine Hilflosigkeit ohnegleichen, ein zitternder, heimlicher Jammer standen darin ausgeprägt.

Als Verena hereinkam, den Gut abnahm und ans Bett trat, hob sie den Kopf. Das Blut kam ihr in die Wangen. Sie brauchte nicht zu sagen, daß sie auf die andere gewartet hätte. Das las sich aus ihren Augen, in die das Wasser schoß. Ihr Mund zuckte; die Brust bäumte sich in einem mühsam verhaltenen Schluchzen auf. Als sie reden konnte, sagte sie: „Gelt, jetzt bleibst da?“ — Sie sagte das ein paarmal, abwechselnd

mit: „Gelt, gehst nicht fort?“ — Wenn Verena es nicht gewußt hatte, so hatte sie

jetzt leicht, es zu merken, wie die andere an ihr hing und sich an sie klammerte.

— Wilhelm kam nachher herein. „Eben erst hat es mir die Friederike gesagt,“

sagte er. Dann trat er an das Bett seiner Frau, tätschelte sie mit seiner

schweren Hand und mahnte: „Mach's gut, Frau! Nimm Dich zusammen!“

— Darauf schien er verlegen um das, was er weiter zu tun habe, schritt

auf und ab und verließ bald die Stube wieder. — Inzwischen hatte Verena

sich mit der Frau, der Geburtshelferin, besprochen. Die machte ein bedenkliches Gesicht. — „Einen Arzt?“ fragte

Verena. Die andere nickte. — Drüben im Bett fuhr die Gilde auf. Sie sah

mit wilden, erschrockenen Augen herüber.

— Die Frau verließ das Zimmer. Verena kam an das Bett herüber.

— „Nengstige Dich nicht so,“ sagte sie zu Gilde. Die nahm sich zusammen.

— Es kamen bange Stunden. Sie waren so voll Qual, daß Verena

schauderte und nicht begriff, wie ein Mensch lebte, sie zu tragen. Die Frau

war längst zurückgekommen und tat, was sie konnte. Auch der Doktor kam, derselbe, der

die Base behandelt hatte, ein alter Herr, dessen Augen etwas müde aus der goldenen

Brille sahen. Er schüttelte den Kopf zweimal, dreimal.

„Warten, warten,“ murmelte er, als er dann vom Bett wegtrat. Der Atem war ihm kurz

dabei, als peinige ihn, der ein ganzes Menschenleben lang Krankheit und Schmerz und Tod

mit angesehen, eine sonderbare Angst. Er ging dann eine Weile im Zimmer auf und ab.

Verena sah, wie er dabei noch immer manchmal still für sich den Kopf schüttelte. Plötzlich winkte

er sie zu sich ans Fenster heran, wo er stand.

„Wenn sie gern einen Geistlichen sähe, die junge Frau,“ sagte er, „man sollte ihr nicht davor sein.“

Berena fragte nicht, ob er so wenig Hoffnung gebe; sie glaubte alles aus seinem Gesicht zu lesen. Sie ging zu Gilde und beugte sich zu ihr, sagte, daß sie nach ihrer Mutter geschickt habe, und wiederholte, was der Arzt gesagt habe.

Sie war zu furchtsam, den Wunsch laut zu sagen, daß sie einen Priester ihrer Kirche haben möchte. Berena verstand sie. „Ich will schicken,“ sagte sie und ging hinaus. Einen der Gesellen sandte sie fort. Sie hätte sich die Mühe sparen können. Die Berahnin, als sie ankam, brachte schon selber den Pfarrer mit. Sie gab sich gern als fromme Frau.

Die Berahnin trat hastig in die Kammer der Gilde. Sie war auffallend gekleidet wie immer, ihr Kleid schleppte am Boden, aber als sie den Hut abwarf und ihr schönes, weißes Haar frei sichtbar wurde, sah sie fast vornehm aus.

Die Stube, die die beiden Betten, einen runden Tisch, Schrank, Waschtisch und einige Stühle hielt, war jetzt so gefüllt, daß die Leirte sich drängten, Berena meinte überflüssig zu sein und wollte sich entfernen, aber noch ehe sie an der Tür war, klang schon Gildes angstvolles: „Gelt, gehst nicht fort?“ zu ihr herüber. So blieb sie.

Wilhelm war unruhig. Es bedrängte ihn immer, wenn er jemand leiden sah, und in seiner Art hing er an Gilde. Er setzte sich und stand auf und setzte sich wieder. Als sie seine Angst sah, kam ein kleiner Mut über Gilde. Sie bat ihn zu gehen und wiederholte die Bitte so lange, bis er sich entfernte. Draußen lief er von Stube zu Stube; manchmal kam er und lauschte an seines Weibes Tür.

Plötzlich schrie das junge Weib auf: „Berena!“

Der Doktor und die Frau eilten zu ihr. Auch die Berahnin machte sich heran. Berena trat ans Bettende und stützte Gilde, die halb aufgerichtet saß. Fest legte sie die Arme um sie. Ein grausamer Kampf, in dem Sekunden zu Stunden wurden, begann.

Dem Arzt stand der Schweiß auf der Stirn. Berena stand aufrecht am Bett. Sie war jung, die Berena, nicht überkräftig, hatte nicht viel gesehen in ihrem Leben und nicht viel leibliche Qual erduldet, und sie glaubte umsinken zu müssen. Es wollte ihr schwarz werden vor den Augen. Nur jetzt, als die Gilde freischrie, einen unmenschlichen Schrei ausstieß wie das Tier am Sterben, da sagte die Berena ein einziges kurzes Wort, den Blick zur Diele erhoben: „Gerrgott, jetzt ist es genug!“ Aber sie hielt das arme Weib fest umschlungen.

Das hatte einem Kinde das Leben gegeben.

Jetzt konnte die Berena nicht fort. Es war unmöglich, aus dem Wirtswart wegzulaufen. Eine tote Frau, ein kleines Kind im Hause, der Wilhelm in einer Art dumpfen Traumzustandes, kein Leiter und kein Meister im Hause! Sie konnte nicht weg, sah ein, daß sie allein den Haushalt zusammenhielt.

Die Gilde war wenige Stunden nach der Geburt des Kindes gestorben, der Arzt hatte es gleich gesagt: „Ihre Kraft reicht nicht aus.“ Das Kind aber lebte.

Wilhelm saß an der Leiche. Zu den Mahlzeiten kam er heraus und hinunter in die Badstube. Er aß wie immer und trank mehr als gewöhnlich, sprach fast nicht, hing nur den Kopf, wie vor den Verstand geschlagen. Berena sah, wie er aus dem Geleise geworfen war, verkannte auch nicht, daß nicht nur der Schmerz die Dumpsheit über ihn brachte, daß vielmehr der Wein auf ihn wirkte, den er bei den Mahlzeiten

wie mechanisch in sich hineingieß. Ein leiser Gekel sagte sie und sie wunderte sich, daß Wilhelm ihr einmal etwas gewesen war. Gleich darauf aber empfand sie einen dumpfen Schmerz. Gleichgiltig war er ihr noch immer nicht, der Wilhelm! Und dann wollte der Born in ihr auf. O, über diese Stadt! Gesellschaft bot sie und Freuden und Feste, und wenn einer schwach war, vergiftete er sich daran!

Während ihr das alles durch den Kopf ging, stand sie in der Stube der Wase und besorgte das Kind, einen Knaben, ein kleines, noch häßliches Geschöpf. Was sie ihm tat, tat sie weder mit viel Freude noch mit Liebe, tat es, weil es zu den Pflichten des Tages gehörte. Das Kind war ihr fremd.

Jetzt ging die Nebentür auf und Wilhelm kam herein. Er trug noch immer den Traueranzug, in dem er seine Mutter auf den Friedhof begleitet hatte. Er war seither nicht zu Bett und aus den Kleidern gekommen. Im Vorübergehen streifte er mit der breiten Hand über die Decke, unter der, frisch gewickelt, das Kind im Korbett lag. Dabei schluchzte er, ging wortlos an Berena vorbei und gegen die Tür. Aber plötzlich wandte er sich um und sah mit seinen blauen Augen, in denen noch das Tränenwasser stand, auf Berena. „Gelt, Du bleibst da?“ sagte er. Es war das erste klare Wort seit dem furchterlichen Sterben der Gilde, und er wartete sichtlich mit vorhaltenem Atem auf die Antwort.

„Natürlich — eine Zeitlang,“ sagte Berena.

Er näherte sich dem Bett des Kindes. „Zu dem wollen wir gut schauen,“ sagte er und betrachtete das Kleine. Das Wort war unbeholfen, aber eine warme Artswallung hatte es ihm eingegeben. Treuerzigkeit, die der Kern seines Wesens war, lag ihm in Blick und Gebärde.

Berena sah ihn an. So war er der, dem sie gut geworden war. „Natürlich schauen wir zu ihm,“ antwortete sie. Dabei näherte auch sie sich dem Korbett, in dem das Kleine schlief. Dann wachte auch in ihr etwas auf, als hätte sie teil an dem hilflosen kleinen Menschen, der vor ihr lag.

Wilhelm indessen trat hinweg und verließ die Stube. Sie hörte ihn wieder zu seiner toten Frau hinübergehen.

Diese kleine tote Frau legten sie am anderen Tage in den Sarg. Es war, als ob sie ein Kind hineinlegten, so schwächig und leicht war der tote Körper. Wilhelm packte der Schmerz, als er die tote zum letzten Male sah. „Eine Gute ist sie gewesen,“ stieß er heraus. Dann ersticte ihm Schluchzen die Rede. Berena, die neben ihm stand, gab keine Antwort. Sie legte die Blumen zurecht, die auf den Sarg sollten, an dem der Schreiner eben den Deckel schloß. Aber sie konnte sein Wort nicht widerlegen. Eine Gute war sie freilich gewesen, die Gilde, ob auch eine, die keinen Ernst hatte und nicht ins ernsthafte Leben taugte.

Eine Stunde später fand das Begräbnis statt.

Von diesem kam Wilhelm ohne Gäste heim, in sich gefehrt, aber helleren Kopfes. Er kleidete sich um und ging darauf an die Arbeit, freilich nicht ohne die Flasche aus dem Schaff gelangt und ein Glas Wein hinuntergestürzt zu haben. Aber er arbeitete rüstig, wie es seine Art war, bis zum Nachtsessen, setzte sich nachher hinter seine Geschäftsbücher und schrieb. Berena schloß indessen den Laden. Dann ging sie nach dem Kinde sehen, bei dem die Friederike saß. Im Davongehen streifte sie den schreibenden Wilhelm mit einem Blick und war neugierig, ob er an diesem Abend zu Hause bleiben würde.

Sie war noch nicht lange oben in der Wohnstube, als sie ihn über die Treppe heraufkommen hörte. Seit er eigenen Haushalt geführt hatte, war er nicht mehr so heimisch in der alten

Stube. Vielleicht war es darum, daß er anklopfte. „Schläft es, das Kind?“ fragte er leise, als er eintrat. Er trug eine Zeitung in Händen, ging am Korbett des Knaben vorbei, in das er einen Blick warf, und setzte sich an den Tisch. Die Stehlampe brannte. Er breitete sein Zeitungsblatt aus und begann zu lesen. Nachher setzte sich auch Berena mit einer Arbeit an den Tisch, und dann saßen sie eine ganze Stunde und sprachen kein Wort. Aber Berena freute sich, daß er nicht fortging.

Das erste, was Wilhelm sagte, war: „So — ich will einmal wieder schlafen gehen.“ Es war auch das letzte für heute; denn er stand auf und sie tauschten nur ein „Gute Nacht!“ als er ging.

Dann kam der nächste Tag und brachte Pflichten und Arbeit, von beiden so viel, daß Berena kein Gedanke kam, daß sie das Haus hatte verlassen wollen. Wie der erste Tag war, waren die anderen; keiner brachte weniger Last.

Wochen hindurch kam Berena nicht dazu, darüber nachzusinnen, daß sie im Hause des Betters, der einmal ihr Bräutigam gewesen, in einer eigentümlichen Lage sich befand.

Wilhelm ging seiner Arbeit nach. Daß er abends oft fortging, wußte Berena; sie sah es in seinem Gesicht; das Schlemmerleben ließ Spuren genug darin zurück. Sie wunderte sich auch gar nicht, daß er ging. Er saß in einem halben Dutzend Vereinsvorständen. Wenn sie wollte, bewies er ihr Tag für Tag, warum er heute just gehen mußte; es war allemal ein guter Grund da.

Berena hielt es für ihre Pflicht, am Abend mit Wilhelm zu sprechen und ihm zu sagen, daß er sich nach Erfas umsehen müsse.

Es war in derselben Stube, die jetzt ihr und dem Kinde gehörte. Das letztere schlief. Wilhelm war gekommen, um gute Nacht zu sagen. Er wollte ausgehen und trug schon den Hut auf dem Kopf. Als Berena zu sprechen begann, sah er sie fassunglos an. „Ist es Dir verleidet?“ stotterte er. Ein anderes Wort fand er nicht.

Es tat ihr leid. „Es muß nicht gleich sein,“ sagte sie; „ich werde warten, bis Du jemand an meiner Statt gefunden hast.“

Ihr Ton schien ihn zu beruhigen. „Das meine ich auch: Zeit hat es noch,“ sagte er. Dabei schnaufte er tief auf, als ob ihm eine Last abfalle. Mit dem „Zeit hat es noch“ tat er alles ab. Er legte dann die Hand auf die Türklinke, aber als er sich zum Gehen wandte, schien er sich leise zu schämen, daß er ging.

„Willst wieder fort?“ fragte Berena.

„Ich muß,“ sagte er.

„Weißt, daß man von Deinem Wirtshausleben redet?“ fuhr sie fort.

Er hielt noch immer die Türklinke fest und war rot im Gesicht. Berenas Blick hielt er nicht aus. „Das geht niemand etwas an,“ murkte er.

„Wer es gut mit Dir meint, den geht es an,“ sagte Berena. Sie stand an einem Stuhle, die Hand auf die Lehne gelegt. Er brauchte nicht scharf hinzusehen, so konnte er erkennen, daß sie Kummer um ihn hatte. Das quälte ihn. „Das wird nicht mehr anders; das bin ich immer so gewohnt gewesen,“ stieß er heraus. „Am Ende: sein Vergnügen muß einer auch haben.“

„Alles mit Maß und Ziel,“ warf Berena dazwischen.

„Ich bin nicht der einzige,“ gab er zurück.

Da sah sie auf. Ihre Augen blickten ihn ernsthaft und fest an; sie schien an Wesen auf einmal fast älter als er. „Du bist nicht der einzige,“ sagte sie; „es ist wahr. Das heimliche Unglück sitzt in manchem Hause. Aber brauchst es in Deinem zu sitzen?“

Er wußte nichts dagegen zu sagen. Etwas in ihm selber gab ihr recht, und doch ärgerte er sich. Er sah nach seiner Uhr. „Ich habe keine Zeit zu verlieren,“ sagte er.

Sie merkte, wie es ihn trieb, loszukommen, und fühlte, wie er gleichsam mit einem Achselzucken abtat, was sie gesagt hatte. Still wendete sie sich ab, und er ging. Nachher grübelte sie über das, was geschehen war. Sie hatte keine Macht über ihn! Und es war nicht erstaunlich! Sie galt ihm nichts. Von der entfernten Verwandten brauchte er keine Rat schläge anzunehmen!

Davonlaufen konnte sie nicht und Ersatz kam nicht ins Haus. Sie mahnte den Vetter ein paarmal. Der murmelte etwas; im Ernst tat er nichts. Die Zeit ging darob.

Der kleine Balthasar ging durch alle die kleinen Fortschritte, die das Gedeihen eines Kindes ausmachen. Die blonden Haare wuchsen ihm seidentlich und gelockt. Es zeigte sich, daß er die blauen Augen des Vaters und die weiße Haut der Mutter hatte. Er lernte Laute stammeln, sprechen und gehen und jauchzen und lernte großen Menschen das Herz wärmen. Verena und Friederike, die Magd, selbst die Gefellen waren bald inne, daß das Kind ein Sonnenschein im Hause war, und hatten alle helle Gesichter in seiner Nähe. Auch Wilhelm freute sich an ihm manchmal, wenn die Augen klar genug waren, im eigenen Hause zu sehen; aber das war nicht oft, denn das Haus kimmerte ihn nicht viel. Auch des Geschäftes nahm er sich weniger an. Verena war da und hielt alles in Ordnung, wußte auch, daß sie da sein mußte, und fühlte, daß es ohne sie nicht gehen würde. Ihre Gestalt und ihr Gesicht wurden hagerer in dieser Zeit. Sie war nicht mehr ganz jung; etwas Eckiges, Herbes kam in ihr Wesen, obwohl sie noch immer hübsch war und sich in diesen Tagen eines Antrages zu erwehren hatte, den ein ehrlicher und wohlhabender Handwerker in der Nachbarschaft ihr machte. Vielleicht entstand aus dem Erstaunen, das unter den Nachbarn über die Zurückweisung dieses Freiers herrschte, das Gerücht, das einige Wochen später die Friederike Verena zutrug: daß der Aufenthalt der ehemaligen Braut im Hause des Witwers sich nicht schickte! Verena biß die Lippen zusammen, und es überlief ihr heiß den Rücken. Wichtig, sie hatte sich lange gewundert, daß nicht geredet worden war! Und jetzt — da es kam —, jetzt mußte sie gehen! Aber das war nicht leicht! Das Kind, wer sollte zu dem schauen und zu dem armseligen Menschen, dem Wilhelm, seinem Gab und Gut? Wenn sie ging — er ließ alles zuschanden werden, so weit, wie er jetzt war! Dennoch sah sie keinen anderen Weg.

(Fortsetzung folgt.)

Und dennoch

Wie ist die Last der Armut doch so schwer!
Und dennoch soll ich frei und aufrecht stehen.
Vom Druck der Last gebückt schreit ich einher
Und hör' den Spott der andren auf den Höhen.

Und wenn ich Sterne in den Höhen such',
Umsonst! Nur tiefer muß ich wieder sinken.
Durchs Elend unsrer Zeit peißt mich der Fluch
Der Armut. Und kein Sternlein will mir winken.

Und dennoch strahlt im Geist ein herrlich Bild,
Mir und den Leidgenossen immer wieder . . .
Rauh ist der Weg, der unsrem Ziele gilt, —
Und dennoch singen wir des Trübes Lieder!

Wir sind die Arbeit, die die Welt bewegt! —
Kein Machtgebot kann sie in Fesseln zwingen!
Und wenn man sie in tausend Ketten legt,
Sie würde dennoch siegreich alle sprengen.

Ludwig Prattsch.

Vor hundert Jahren.

Von R. Conrady.

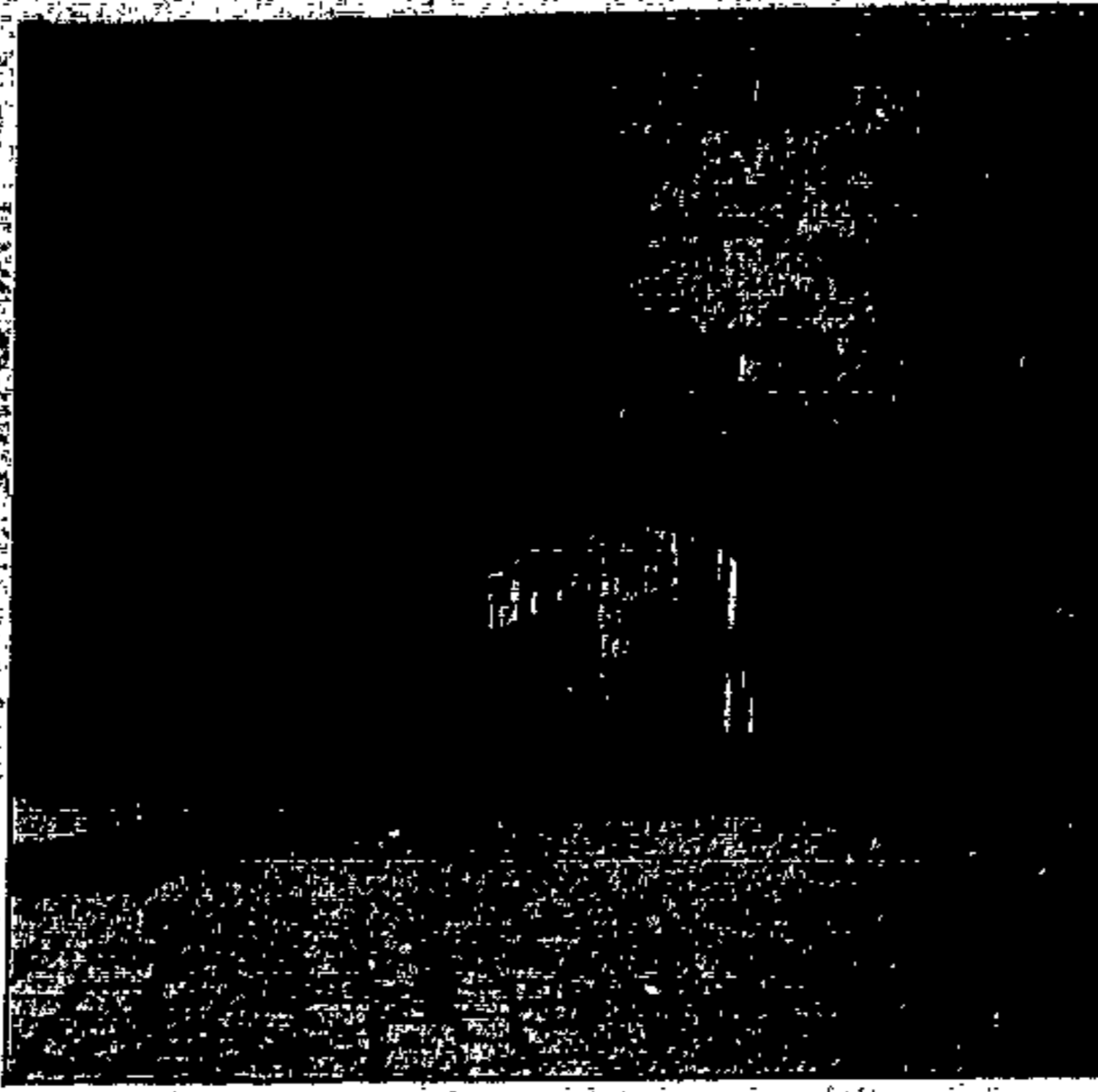
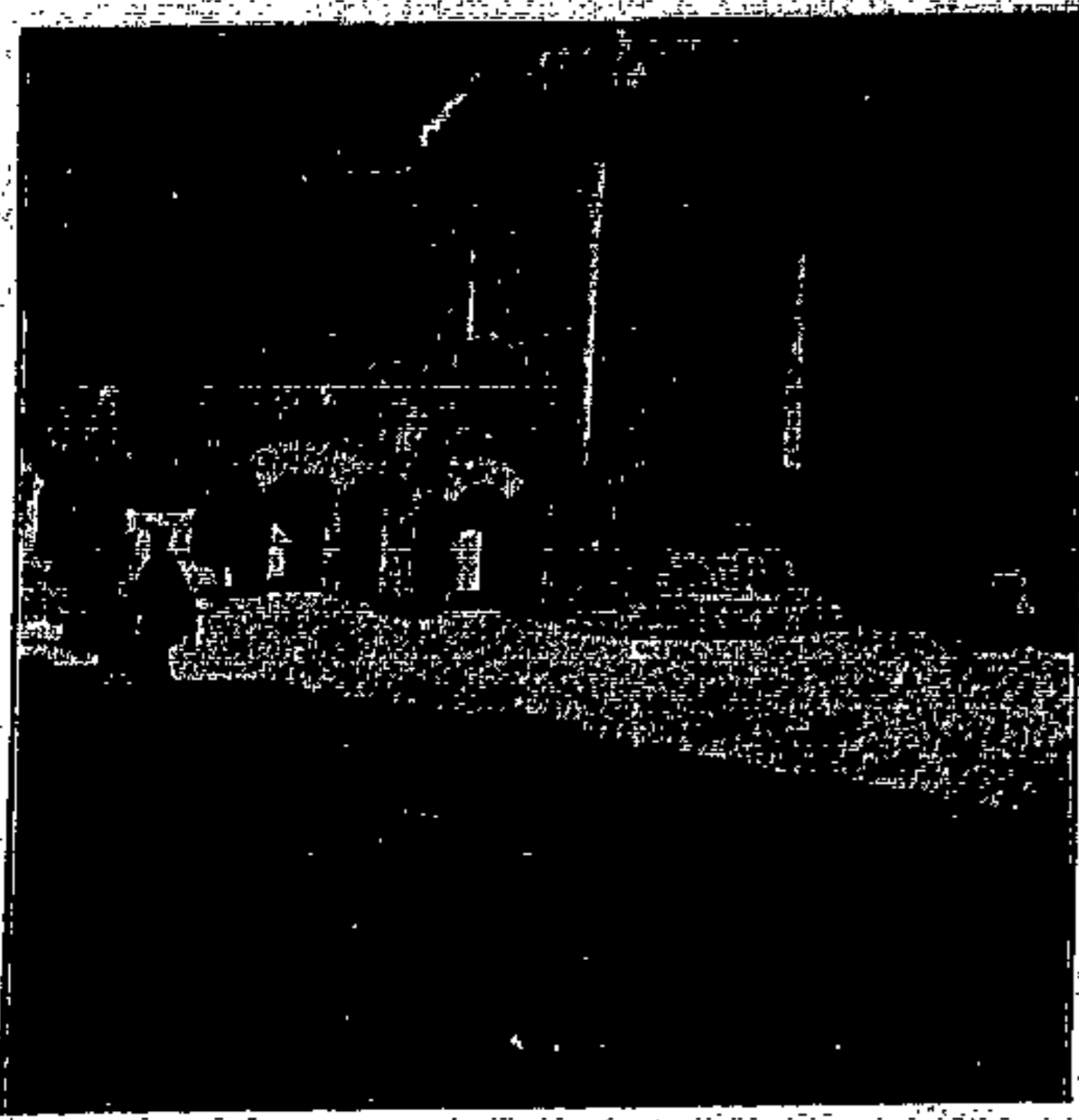
(Fortsetzung.)

Wie dem Zaren die napoleonische Polenpolitik trotz aller ihrer Behutsamkeit ein Dorn im Auge war, so war er auch mit Napoleons Haltung in der orientalischen Frage unzufrieden. Zu Anfang des Jahres 1812 tobte noch ein russisch-türkischer Krieg, bei dem es der Zar auf das alte Ziel Konstantinopel abgesehen hatte. Dahin wollte aber wieder Napoleon die Russen nicht gelangen lassen. Diesen Türkenkrieg schloß im Mai 1812 der durch England vermittelte Friede von Bukarest ab, als an dem Zusammenstoß zwischen Frankreich und Rußland schon kein Zweifel mehr war. Die englische Politik war um so mehr daran interessiert, Rußlands gesamte Kraft gegen Napoleon mobil machen zu helfen, als es sich für Napoleon nicht allein um das Kontinentalsystem handelte, sondern noch ein riesenhaftes Projekt im Hintergrunde stand. Das innere Rußland war für seinen weltumspannenden Gedankenflug noch nicht das Nonplusultra der militärischen Möglichkeiten, sondern er gedachte, an die russische Expedition unmittelbar eine indische anzuschließen, um die englische Machtstellung in Asien von Grund aus zu beseitigen. Diese Idee schwebte ihm schon seit seinen jungen Jahren vor, seit der Zeit als er 1798/99 in Ägypten weilte. Schon damals hat er von einem Zuge nach Indien geträumt, um dort der englischen Herrschaft den Garaus zu machen.

Bestimmtere Formen nahm dieses Projekt schon bei Anbruch des neuen Jahrhunderts an, als Zar Paul I. dem ersten Konsul eine schwärmerische Verehrung entgegenbrachte. Vor dem gewaltigen Ende des russischen Kaisers lag bereits ein ausgearbeiteter Plan für eine gemeinsame französisch-russische Unternehmung nach Indien vor. Eine russische Armee sollte über Chitwa und Buchara nach dem oberen Indus vordringen. Eine zweite französisch-russische Armee sollte von Asterabad am persischen Ufer des Kaspischen Meeres nach Herat und Kandahar marschieren und den Paß von Beschaur überschreiten, um gleichfalls in den Bereich der Indus- und Gangesländer zu gelangen, die dann nicht nur militärisch, sondern auch kommerziell erobert werden sollten. In Aussicht genommen war die Mitnahme von Industrieerzeugnissen Frankreichs, um seinem Handel hier ein neues Absatzgebiet zu erobern. Durch alles das machte die Palastrevolution von 1801 zunächst einen dicken Strich. Napoleon war aber weit entfernt davon, den „großen Plan“ endgültig fallen zu lassen. Er kam wieder darauf zurück im Jahre 1803, als auf den kurzen Frieden mit England neuer Bruch folgte, und dann besonders zur Zeit des Tilfiter Friedens. Damals ging die französische Mission nach Persien ab, um den Schah für ein gemeinsames Unternehmen gegen Indien zu gewinnen; auch wollte Napoleon bereits Verbindung mit den Maharattenfürsten Indiens hergestellt wissen. Nachdem nun Rußland Napoleons Verbündeter geworden war, dachte er auch wieder daran, russische Hilfe zu der Expedition nach Indien in Anspruch zu nehmen. Zur Zeit des Erfurter Kongresses von 1808 hat er mit dem Zaren über diese Fragen verhandelt. Ein Brief Napoleons aus diesem Jahre spricht die Meinung aus, daß er die Ausführung der Idee um so weniger schwer finde, je mehr er darüber nachdenke. Das war nun auch 1811/12 sein Standpunkt. Seine ausgesprochene Absicht war jetzt, Moskau bloß als eine Etappe auf dem Wege nach Indien zu betrachten, wohin ihn russische Streitkräfte nach wiederhergestelltem Frieden begleiten sollten. Er äußerte sich zu dieser Zeit gegen seinen Ver-

trauten Marbonne: „Alexander der Große hat einen ebenso weiten Weg nach dem Ganges gehabt, wie ich von Moskau. Ich habe seit St. Jean d'Acre daran gedacht. Ohne die Aufhebung der Belagerung und ohne die Pest hätte ich eine Hälfte von Asien erobert und wäre von da nach Europa zurückgekehrt, um die Throne Deutschlands und Italiens zu erringen. Denken Sie sich Moskau genommen, Rußland niedergeschlagen, den Zaren versöhnt oder durch eine abhängige Regierung ersetzt, und sagen Sie mir, ob eine Armee Franzosen und Verbündeter nicht von Tiflis bis zum Ganges vordringen kann, um dort schon durch ihre Verührung dieses Gerüste kaufmännischer Größe in Indien fallen zu machen.“ Marbonne war nach einer solchen Unterredung im Zweifel, ob er diese Ideen genial oder hinverbrannt finden sollte. Indessen waren sie Napoleon völliger Ernst. Es ist Tatsache, daß die Franzosen bei ihrem Zug nach Moskau starten nicht nur von Rußland und der Türkei, sondern auch von Zentralasien und Ostindien mithielten; denn Napoleon wollte den Zug nach dem Ganges zur Vertragsbedingung im Frieden mit Alexander machen und ihn dann unmittelbar an die Fahrt nach Rußland anschließen.

Napoleon würde sich freilich auch wohl im Falle des günstigsten Verlaufs in seinen Erwartungen einigermaßen enttäuscht gesehen haben. Steckte doch die ökonomische Kraft Englands nicht sowohl in Indien, als in der eigenen Industrie. Wenn Napoleon diese, wie er wollte, hätte tödlich treffen können, so wäre er zweifellos Sieger gewesen. Er hat die Aufgabe, England zu bezwingen, unlösbar gefunden. Indes ist nicht zu leugnen, daß der große Zweikampf auch England schwere Wunden geschlagen hat, wenigstens der Masse der Nation, wogegen freilich eine Clique von Plutokraten Vorteil aus dem Konflikt zog. Die Bewunderer des zielbewußten und erfolgreichen Strebens der englischen Politik nach See- und Handelshegemonie vergaßen eben durchweg ganz, einen Blick auf die Lage der englischen Volksmassen zu werfen, wie sie sich unter dem Einfluß des ewigen Kriegszustandes gestaltete. Mit gutem Grunde; denn hier hat man die Rehrseite der Medaille vor sich. Mit dem unsäglichen Massenelend, das größtenteils infolge des Krieges auf englischem Boden herrschte und gerade im Jahre 1812 einen Höhepunkt erreichte, ist in der Tat für die Anhänger der klassischen weltpolitischen Methoden keine Propaganda zu machen. Man braucht sich bloß die Tatsache vor Augen zu halten, daß außer der enorm steigenden Menge von ordentlichen Einnahmen, die für den Kampf verpulvert wurden, im Laufe der Kriegsjahre nicht weniger als neun Milliarden Mark Anleihen aufgenommen worden waren, wofür natürlich die Nation die Zinsen aufzubringen hatte. Der liberale englische Historiker Rogers sieht in dem Kriege gegen Frankreich und in den Kriegslasten sogar die Hauptursache des Elends der Arbeiter zu dieser Zeit. „Tausende von Familien,“ schreibt er, „lebten in bitterster Not, um die Mittel für den großen Krieg gegen Frankreich (1793 bis 1815) aufzubringen, dessen Kosten in Wirklichkeit durch die Arbeit jener bezahlt wurden, die durch ihre Mühsal den Reichtum schufen, den die Regierung freigebig und mit guten Zinsen für die Staatsgläubiger vergeudete. Die ungeheuren Steuereinnahmen und die riesigen Anleihen kamen von den aufgehäuften Kapitalien, welche die Unternehmer aus den dürftigen Arbeitslöhnen herauspreßten, oder die Landlords aus den wachsenden Grundrenten zogen. Für den oberflächlichen Beschauer wurde der Kampf durch Armeen und Generale geführt, in Wirklichkeit beruhten die Hilfsmittel zur Fortführung des Kampfes, ohne die das Feuer bald aus Mangel an Nahrung er-



Motive aus dem alten Regensburg.

loschen wäre, auf der Verkümmern und dem Elend der Arbeitermassen, auf der Ueberanstrengung und der schlechten Pflege und der Unterernährung der Kinder, auf der unterwertig bezahlten und unsicheren Arbeit der Männer. Die Löhne wurden geschröpft, um die unendlichen Mittel des Krieges und die Profite für Händler und Fabrikanten zu liefern.

Großen Profit brachte der Kriegszustand insbesondere auch der großgrundbesitzenden Nobilität und Gentry auf Kosten des eigenen Volkes. Bei rasch steigender Bevölkerung blieben infolge des Krieges die Getreidezufuhren vom europäischen Festlande größtenteils aus, und das hatte für die Agrarier die angenehme Folge, die Preise riesig in die Höhe zu treiben, höher als es selbst die bestehenden Kornzölle vermocht hätten. Das Korn wurde bald doppelt so teuer, wie es zur Zeit der Geltungsdauer des Friedens von Amiens (1802/03) gewesen war. Insbesondere war das Jahr 1812 ein Jahr fürchterlichster Teuerung, die schon mehr Hungersnot zu nennen war und die Bevölkerung um so schwerer traf, als sie nicht bloß unter dem Steuerdruck litt, sondern auch unter starker Arbeitslosigkeit und unter sinkenden Löhnen. Diese beiden Erscheinungen erklären sich in

erster Linie aus dem raschen Umsichgreifen der maschinellen Großindustrie in dieser Zeit, wodurch Mengen von Arbeitern überflüssig wurden. Vor allem wurden die Handweber, lange Zeit eine gutgestellte Arbeiterkategorie, auf das härteste durch das Eindringen der mechanischen Webstühle getroffen und dadurch zur größten Feindseligkeit gegen die Maschinen und auch zur Maschinenzerstörung angetrieben. Gerade im Jahre 1812 spielte die Maschinenzerstörung eine große Rolle. Die sogenannte Ludditenbewegung setzte ein, d. h. Zusammenrottungen von empörten Arbeitern zur Zerstörung von Maschinen, Anno 1812 hauptsächlich Strumpfwirkerstühlen, wie sie gerade in den Industrien von Nottingham und der gleichnamigen Grafschaft zur Einführung gelangten. Es kam massenhaft zur Vernichtung derartiger Produktionsmittel und auch zu Gewalttätigkeiten gegen ihre Besitzer. Das Parlament fabrizierte darauf in der Session von 1812 ein Blutgesetz, das auf die böswillige Zerstörung solcher Stühle die Todesstrafe setzte.

Im Oberhause wandte sich dagegen am 27. Februar 1812 aufs schärfste der junge Lord Byron, der hernach als Dichter so berühmt geworden ist. Er sprach in dieser seiner Jungfernsprache in bezug auf die Vorgänge in Nottingham-

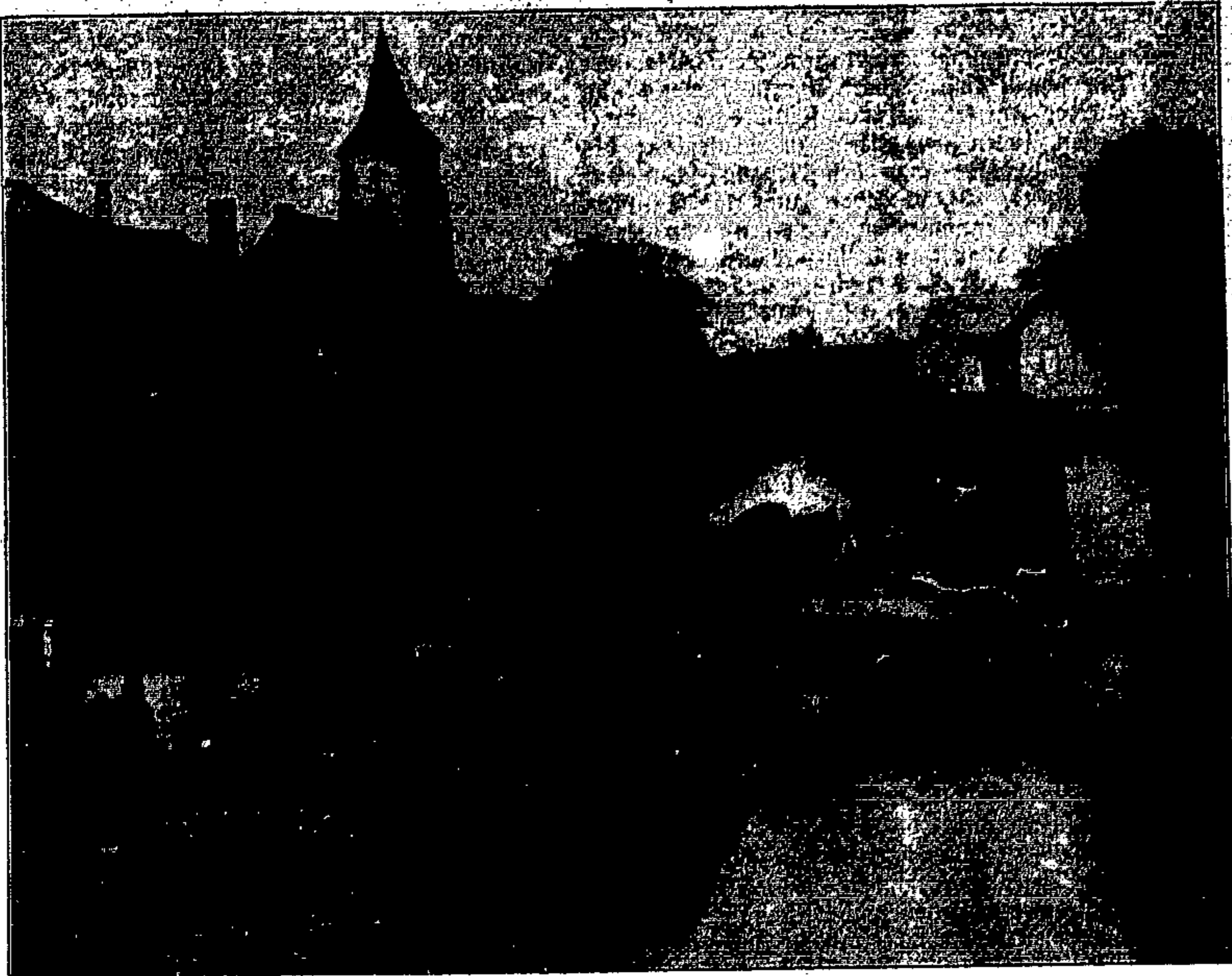
shire als Augenzeuge. In der Zeit, die er dort gewesen, waren nach seinem Bericht keine zwölf Stunden vergangen ohne irgendeinen Gewaltakt, und am Tage seiner Abreise war ihm mitgeteilt worden, daß am Abend vorher vierzig Webstühle, wie gewöhnlich ohne Widerstand und ohne Entdeckung der Täter, zerstört worden seien. Byron stellte auch nicht in Abrede, daß die Grafschaft seitdem in dem nämlichen Zustande geblieben sei. Aber er betonte dann, daß ein noch nie dagewesener Notstand die Bevölkerung zur Verzweiflung getrieben habe. Die Einführung dieser arbeitersparenden Vorrichtungen habe sich um so unerträglicher fühlbar gemacht, als bei der augenblicklichen Lage der englischen Industrie die Waren in den Niederlagen verdürben, ohne die geringste Aussicht auf Ausfuhr, als die Nachfrage nach Arbeiterzeugnissen, aber auch nach Arbeit im Abnehmen sei. So habe sich die Not und Unzufriedenheit der Arbeiter weiter verschlimmert. Die wahre Ursache der Not und der Unruhestörungen liegt aber nach Byrons Meinung tiefer. „Wenn man uns sagt, daß diese Männer sich verbündet haben, nicht nur um den eigenen Wohlstand, sondern sogar ihre Existenzmittel selbst zu zerstören, können wir vergessen, daß die bittere Politik, die vernichtenden Kriege der letzten achtzehn Jahre es



Dinkelsbühl.



Rothenburg.



Lauf an der Pegnitz.

sind, die der Arbeiter Wohl, die Ihr Wohl, aller Menschen Wohl untergraben haben? Jene Politik, die ihren Ursprung großen Staatsmännern, die nun dahingegangen, „verdankte, welche die Toten überlebt hat, um den Lebenden ein Fluch zu werden, bis auf das dritte und vierte Glied . . .“ Im weiteren Verlaufe seiner Rede konstatierte Byron, daß er weder auf seinen Reisen durch den Kriegsschauplatz in Spanien, noch auf solchen in einigen der am ärgsten bedrückten Provinzen der Türkei, daß er überhaupt nie, auch nicht unter der ärgsten Despotie einer mohammedanischen Regierung solch namenloses Elend gesehen habe, wie seit seiner Rückkehr inmitten des hochchristlichen England.

Und da komme man nun als Heilmittel mit diesem Blutgesetz, zu dessen Brandmarkung Byron mit dem Vorschlage schließt: wenn es Kraft erlange, so sollten allemal zwölf Schlichter als Geschworene berufen werden und ein Jeffreys als Präsident. Er predigte natürlich tauben Ohren: Wie das Gesetz angenommen und auch gehandhabt wurde — in York allein wurden zwölf Ruiditen an einem Tage gehängt —, so nahm auch die unselige Kriegspolitik ihren Fortgang.

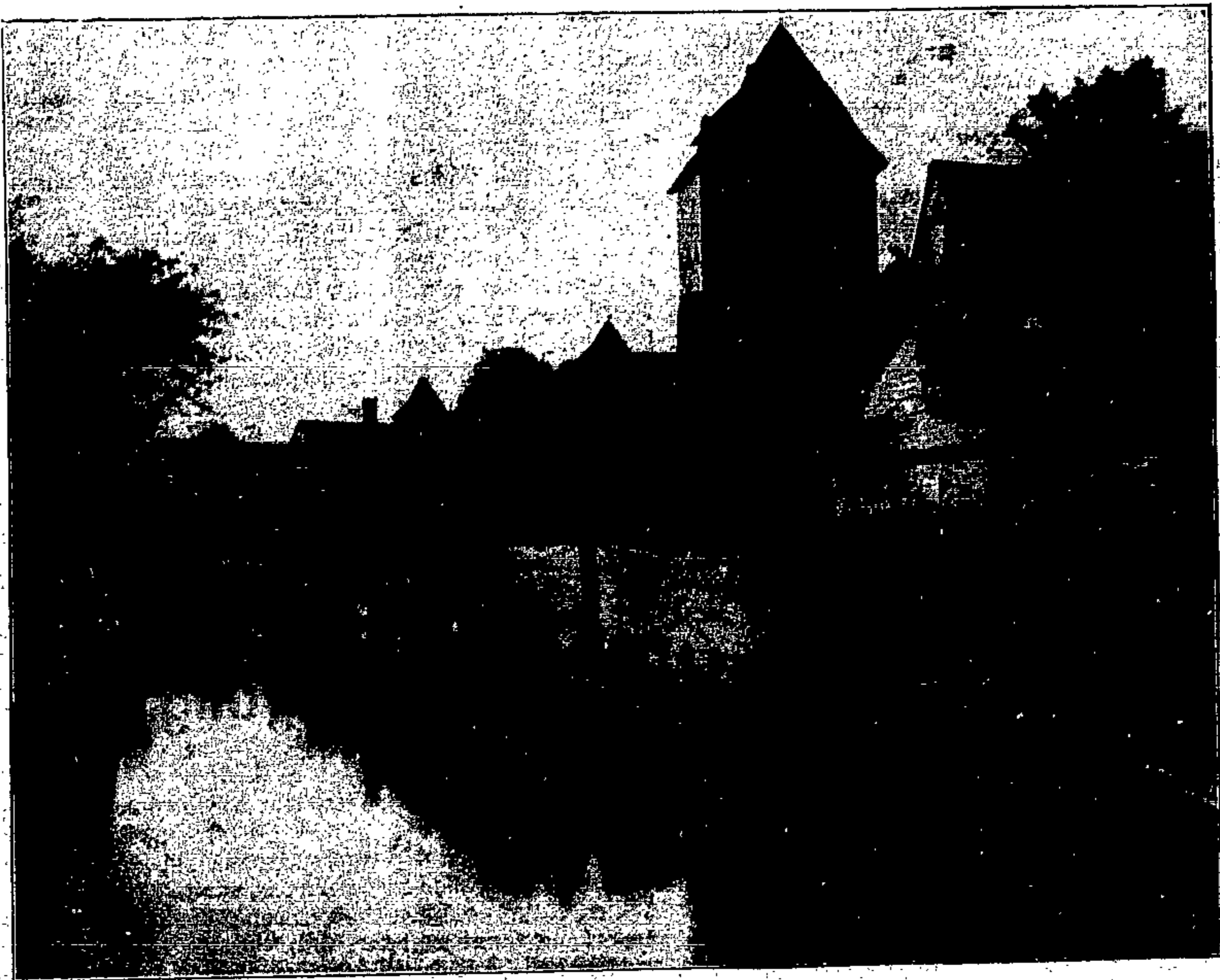
Einen Augenblick konnte es scheinen, als ob ein Einlenken denkbar sei. Das war nach dem 11. Mai 1812, dem Tage, an dem Bellingham, ein durch den Krieg ruiniertes Kaufmann, in der Wandelhalle des Hauses der Gemeinen den Premierminister Percival, als an seinem Unglück schuld, ermordete. Vorübergehend wurde daran gedacht, Whigs, d. h. in diesem Falle Befürworter eines billigen Friedens, mit zur Regierung zu berufen. Aber es blieb dann doch

bei der Herrschaft der Kriegspolitik und der Kriegspolitik, beim Kriegsrühm und beim Massenelend. Das Jahr 1812 brachte England sogar noch einen weiteren Krieg, in der neuen Welt. Während Napoleon die Ausdehnung des großen Ringens auf den fernen Orient in den Kreis seiner Berechnungen zog, war England bereits in der westlichen Hemisphäre ein Gegner

erstanden an den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der englisch-amerikanische Krieg, der 1812 ausbrach, fiel keineswegs bloß zufällig in eine Zeit mit dem russischen Feldzug Napoleons, sondern war gleich diesem aus dem Verlangen hervorgegangen, der englischen Seeherrschaft Abbruch zu tun. Diese hatte sich in dem Jahrzehnt, das seit dem Wiederausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich verfloßen war, auch für die Union in der unangenehmsten Weise fühlbar gemacht. Der Handel, den die amerikanischen Schiffe als neutrale Fahrzeuge betrieben, war den englischen Interessen ein Dorn im Auge, und so erklärte sich, daß alle Mittel gutgeheißen worden waren, um den Amerikanern das Geschäft zu verderben. Im Laufe der Zeit ward darum für England schier alles Konterbande, was Yankee nach Europa brachten. Daher kommt es, daß die Amerikaner die Zahl ihrer seit 1808 von den Engländern weggenommenen Schiffe auf nicht weniger als 800 bezifferten, wobei Waren konfisziert worden waren, deren Wert fast unberechenbar war. Dazu kam noch, daß englischerseits systematisch das „Preisen“ amerikanischer Matrosen betrieben wurde, die man ohne Umstände als Engländer reklamierte und von den Yankeeschiffen fortnahm. Die Union hatte seit langem gegen alle

diese Brutalitäten mit diplomatischen und besonders mit wirtschaftlichen Mitteln angeknüpft, indem nämlich eine Handelsperre gegen England verhängt wurde. Damit war man aber nicht zum Ziele gelangt, und so kam es 1812 dahin, daß die Union an England den Krieg erklärte.

Dieser verlief Anno 1812 zu Lande nicht eben besonders großartig für die Vereinigten



Hersbruck.

Staaten: auf dem kanadischen Kriegsschauplatz schnitten sie sehr schlecht ab gegen die Engländer und die mit ihnen verbündeten Indianerstämme unter der Führung des berühmten Häuptlings Tecumseh. Dagegen hatten sie zur See gegen einzelne englische Kriegsschiffe einige Erfolge und betrieben vor allem einen sehr schwunghaften Papierkrieg gegen englische Rauffahrtschiffe. Der Krieg nahm mit dem Jahre 1812 nicht sein Ende, sondern zog sich bis gegen Ende 1814 und Anfang 1815. Die Amerikaner wetzten die Scharten in Kanada einigermaßen wieder aus, ohne aber ihren Zweck, die Eroberung dieses Landes, zu erreichen. Sie wurden sogar selber im eigenen Lande angegriffen. Die Bundeshauptstadt Washington fiel 1814 vorübergehend in englische Hände und wurde dabei brutalerweise größtenteils zerstört. Gingen wurden die Engländer bei einem Angriff auf New Orleans vom General Jackson mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Zur See ging der Konflikt im alten Stile fort, so daß beim Friedensschluß zu Gent, Weihnachten 1814, die Amerikaner nicht weniger als 2500 englische Rauffahrtschiffe gefapert hatten. In bezug auf die ursprünglichen Streitpunkte ging der Kampf aus wie das Hornberger Schießen, insofern der Friede über die englische Willkür zur See kein Wort verlor. Das wichtigste dauernde Ergebnis der Kriegszeit war, daß in dieser Periode der Handelsförderung das amerikanische Kapital sich stark auf den gewerblichen Betrieb verlegte und die Grundlagen einer Großindustrie schuf, wovon bis dahin kaum die Rede gewesen war. Wenn dagegen die unmittelbaren Kriegsziele unerreichbar blieben, so lag dies daran, daß der Krieg in Amerika im Grunde bloß ein Ableger des großen Konfliktes in der alten Welt war und daher zu dem vielen Lärm um nichts durch den Verlauf des europäischen Ringens wurde, wie es sich infolge des Bruchs zwischen Napoleon und dem Zaren gestaltete.

Als der englisch-amerikanische Krieg ausbrach, im Juni 1812, war Napoleon gerade im Begriff, den Krieg mit Rußland zu beginnen: sein Uebergang über den Niemen bezeichnete den tatsächlichen Anfang des Feldzuges. Gewaltige Streitkräfte waren seit Monaten in Bewegung gegen die russischen Grenzen, alles in allem zirka 600 000 Mann, wovon höchstens die Hälfte Franzosen waren; die andere Hälfte bestand aus „Verbündeten“ aller möglichen Nationalitäten, besonders aber Deutschen, größtenteils aus den Rheinbundstaaten, kleinerenteils aus Preußen und Oesterreich. Diese beiden Staaten waren mit Napoleon ein Bündnis eingegangen, wonach sie ein Kontingent gegen Rußland stellten. Ein Teil Preußens, besonders die Provinz Preußen, wurde auch insofern in Mitleidenchaft von der großen Heerfahrt nach Rußland gezogen, als die „große Armee“ auf ihrem Durchzug diese Gebiete furchtbar auszog. Ungefähr eine Viertelmillion Mann standen unter Napoleons direktem Befehl im Juni am Niemen und überschritten ihn am 22. Juni. Ohne von den Russen behindert zu werden, drang die große Armee nach der litauischen Hauptstadt

Wilna vor. Die einzigen, allerdings sehr ernstesten Schwierigkeiten erwuchsen aus den Witterungs- und Verpflegungsverhältnissen. Der Hochsommer war schwül und regnerisch. In Ermangelung anderer Futtermittel auf fauliges Gras angewiesen, fielen die Pferde zu Tausenden; bis Wilna rechnete man den Abgang schon auf wenigstens 10 000. Aber auch die Truppen litten sehr unter dem ständigen Kampieren, schlechtem Wasser und unzureichender Ernährung. Die Dysenterie brach aus und lichtete rasch die Reihen außerordentlich. Alle Verpflegungsvorkehrungen erwies sich als ungenügend. Bei der großen Schnelligkeit des Vormarsches blieben die Zufuhren weit zurück, so daß die Truppen auf das Land angewiesen waren, das demgemäß flüchtig ausgezogen wurde. Der Münchener Schlachtenmaler Adam, der beim Heere war, spricht bereits am 11. Juli von einem abscheulichen Kriege, von dessen Fortgang er sich nicht vorzustellen vermag, wie es werden soll. Von den Leiden der Bevölkerung unter Requisitionen und regellosem Plündern schreibt er, daß das Elend, welches er in den letzten vierzehn Tagen gesehen, unbeschreiblich sei. Die meisten Häuser ständen leer und seien ohne Dach. Die Wohnungen seien ruiniert oder ausgeplündert, die Bewohner entflohen oder so arm, daß sie sich kaum vor dem Hungertode retten könnten. Viel mehr ließen ihnen die Soldaten nicht.

Solche Erfahrungen waren kein sonderlich angenehmer Vorgeschaum der Freiheit, die Napoleon den Polen und Litauern, auch den Bauern, zu bringen versprach. Immerhin hatten seine freiheitlichen Ankündigungen zunächst einigermaßen gezündet, insofern das Landvolk zum Teil zu der Meinung kam, nun sei der Augenblick da, um mit den Junkern abzurechnen. Aber da wirkte Napoleon sofort dämpfend. Er ließ sogar durch seine Truppen die Ruhe wiederherstellen, als es infolge seiner Aufrufe zu einem Bauernaufstande gegen die Gutsherrn kam. Der Kaiser aber hatte sich zwischen zwei Stühle gesetzt, indem er die Bauern von sich stieß, aber auch den Adel nicht gewann, dem schließlich seine Herrschaft über das Landvolk unter dem Parismus gesicherter erschien als unter dem revolutionären Emporkömmling. Zu der materiellen Schädigung durch Kontributionen und Requisitionen kam auch noch als ein sehr wichtiges Moment, das der Franzosenfreundschaft in Litauen entgegenwirkte, die Kontinentalsperre, die auch hier den Absatz der Landesprodukte sehr beeinträchtigt hatte. Das schlimmste aber war eben, daß Napoleon keiner entschieden revolutionären Maßregeln mehr fähig war. Es gilt dies überhaupt für seine ganze polnisch-litauische Politik von 1812. In Warschau hatte man alsbald bei Beginn des Feldzuges mit großem Enthusiasmus die Wiederherstellung Polens beschlossen und eine entsprechende Deputation nach Wilna an Napoleon geschickt. Der Bescheid, den die Abgeordneten bekamen, war aber äußerst gedungen. Der Kaiser sagte unter anderem: Wenn er Pole wäre, würde er denken und handeln wie sie. Auch gebe er den Anstrengungen Beifall, welche sie machen wollten, um ihre Un-

abhängigkeit wiederzugewinnen. Da er aber dem Kaiser von Oesterreich seine Staaten gewährleistet habe, müsse er hinzufügen, daß er durchaus keine Versuche oder Bestrebungen genehmigen könne, welche diesen Bundesgenossen im ruhigen Besitz seiner polnischen Provinzen stören könnten. Hier wird die Rücksicht auf den habsburgischen Schwiegervater als Hindernis einer konsequenten revolutionären Politik hervorgehoben, die in den ganzen ehemals polnischen Gebieten die Massen hätte auf die Beine bringen und damit den Sieg sicherstellen können. Aber von dem Schwiegervater ganz abgesehen, hatte Napoleon überhaupt ein Grauen vor revolutionärer Politik, das er nicht überwinden konnte, offenbar aus Angst vor freiheitlichen Regungen in Frankreich. Er äußerte sich schon vor seinem Abgang zur Armee, er dürfe die revolutionäre Gärung nicht wieder beleben. Er wolle in Polen ein Lager haben, kein Forum. „Ich will dem Zaren Moskau nehmen, aber darum zu Warschau oder Krakau keinen Klub entstehen lassen. Die nationale Fieber in Polen aufzuregen, aber nicht die liberale zu erwecken, das ist es, worauf es ankommt.“ So erklärt sich die verhängnisvolle Halbheit seiner Polenpolitik. Trotz alledem aber fochten einige 60 000 Polen unter seinen Fahnen, als er von Wilna weiter ostwärts zog, wogegen freilich in Litauen von irgendeiner kriegerischen Erhebung keine Rede war.

Wie man nun ins eigentlich russische Gebiet kam, ging das Plündern erst recht los. Auf das Requirieren angewiesen, wenn sie nicht verhungern wollten, trieben die Soldaten größtenteils es immer wüster, so daß sie alles mitgehen ließen, was nicht niet- und nagelfest war. Die Tatsache aber, daß die große Armee das Land völlig kahl fraß, gab bei der Bevölkerung jenen Proklamationen des Zaren Nachdruck, die das eindringende Heer einem gefräßigen Heuschreckenschwarm verglichen, und riefen rasch aktive Feindseligkeit der anfangs ziemlich apathischen Landbewohner hervor. Bei alledem konnte das Land dem Heer nicht entfernt bieten, was diese Massen gebraucht hätten, nicht nur in bezug auf Beföstigung, sondern auch auf Unterbringung, so daß die Truppen bei ungenügender Ernährung und beständigem Wivakieren unter ungünstigen Witterungsverhältnissen rasch einen riesigen weiteren Abgang an Kranken und Marodeuren aufzuweisen hatten, außerdem auch an Deserturen.

Zur Fahnenflucht und auch zum Ungehorsam forderte die russische Heeresleitung direkt auf durch einen Aufruf speziell an die deutschen Soldaten, denen vorgehalten wurde, daß die Russen auch für Deutschlands Freiheit kämpften; es war der erste Vorbote von Bäterchens Freiheitspose im Jahre 1813. Der Abgang aller Art war auf französischer Seite so stark, daß Napoleon keinen dringenderen Wunsch haben konnte, als den, die Russen so rasch wie möglich zur Entscheidungsschlacht zu stellen. Wenn der ursprüngliche russische Plan beibehalten worden wäre, so hätte Napoleons Wunsch auch Erfüllung gefunden. (Schluß folgt.)

Die Berichtigung.

Skizze von Karl Marchionni.

Hoffmann murmelte etwas in seinen Bart. „Sagten Sie was?“, fragte ihn der Rat. „Nein! Durchaus nicht! Herr Regierungsrat.“ „Sie sind doch auch der Meinung, daß Herr Lehmann längst den Orden verdient hat. Er ist ja ein so treuer und zuverlässiger Beamter.“ „Natürlich! Lehmann ist einer der besten Beamten meines Ressorts.“

„Ja, er ist ein Beamter, wie wir sie nur noch selten haben.“

„Aber, Herr Rat!“ warf Lehmann ein.

„Nichts zu machen, Herr Lehmann, Sie müssen es sich gefallen lassen, daß Ihre Verdienste anerkannt werden. Wir leben in einer ernstesten Zeit, und da ist es unsere Pflicht, die Treue zu belohnen. Ja, die Zeiten sind bitter-

ernst. Gegen alles, was staatsstreu ist, wird Sturm gelaufen. Gerade in diesen Tagen haben wir wieder erlebt, wie sehr die Ausschreitungen der uns feindlich gesinnten Presse zunehmen. Und gegen Sie, Herr Lehmann, ist man ja mit besonderer Boswilligkeit vorgegangen. Sie werden wohl gelesen haben, was das sozialdemokratische Blatt aus Ihrer Rede gemacht hat.“

(Schluß.)

„Ich habe den Bericht durchgesehen. Herr Hoffmann gab ihn mir zu lesen.“

„Ja, und Lehmann behauptet, daß die Zeitung zutreffend berichtet habe.“

„Da werden Sie Herrn Lehmann gründlich mißverstanden haben.“

„Ich glaube nicht!“

„Herr Hoffmann!“ warf der Rat in etwas energischem Tone ein, „das muß ich besser wissen. Herr Lehmann verurteilt den Bericht sicherlich genau so wie ich, nicht wahr, Herr Lehmann? Doch was frage ich noch! Wir wollen lieber die Maßnahmen erörtern, die gegen das Blatt zu unternehmen sind.“

„Herr Rat, ich muß Ihnen sagen . . .“

„Na ja, ich weiß schon, was Sie sagen wollen. In Ihrer Bescheidenheit wollen Sie von einem Einschreiten gegen die Zeitung Abstand nehmen. Aber das geht in diesem Falle nicht. Sie müssen vor aller Welt feststellen, daß von dem Organ grobe Unwahrheiten über Sie verbreitet worden sind.“

„Herr Rat,“ so stöhnte Lehmann, „das kann ich nicht. Ich habe geglaubt, die Wahrheit sagen zu müssen.“

„Natürlich haben Sie die Wahrheit gesagt. Davon zweifeln, hieße Sie beleidigen. Das Blatt hat aber die Wahrheit unterschlagen und einen falschen Bericht gebracht.“

„Herr Rat . . .“

„Herr Lehmann, beruhigen Sie sich nur. Ich weiß, Sie sind entrüstet, daß man Sie verleumdet hat, aber Sie müssen hier ein Exempel statuieren und dem Blatte eine Berichtigung senden.“

„Das ist unmöglich!“

„Warum, Herr Lehmann?“

„Ja, weil ich eben glaube, daß die Zeitung richtig berichtet hat.“

Lehmann hatte diese Worte mit Mühe hervorgebracht. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn.

„Na, was sagte ich Ihnen, Herr Rat!“ rief Hoffmann triumphierend.

„Können Sie denn nicht hören?“ rief der Rat Hoffmann zu und richtete einen strafenden Blick auf ihn. „Herr Lehmann sagt ausdrücklich, er glaubt jene Worte gesagt zu haben. Das heißt also, er weiß es nicht bestimmt. Und er irrt sich auch; er hat jene Worte nicht gesagt. Aber Sie, Herr Hoffmann, scheinen die Absicht zu haben, Herrn Lehmann durchaus beizubringen, daß er sich in der schändlichen Weise geäußert hat.“

„Ich, Herr Rat! Wo denken Sie hin?“

„Ihr Eifer kommt mir aber sehr verdächtig vor. Daß Sie, Herr Hoffmann, so schlecht Herrn Lehmann beurteilen, ist bezeichnend. Dabei arbeitet er bereits zwölf Jahre in Ihrem Ressort. Ich sage es Ihnen dienstlich. Sie sind ein schlechter Menschenkenner.“

„Herr Rat!“

„Sparen Sie sich weitere Bemerkungen, Herr Hoffmann. Von einem so bewährten, treuen Beamten anzunehmen, er hätte sich schwer an der Regierung vergangen, er hätte seine Ehre, seine Existenz, das Glück seiner Familie aufs Spiel gesetzt . . .“

„Herr Rat!“ rief Lehmann erschrocken aus. „Meine Existenz steht auf dem Spiel?“

„Aber wer hat denn das gesagt? Beruhigen Sie sich nur, Herr Lehmann. Ich habe auch nicht entfernt daran gedacht, daß Sie Ihre Ehre und Existenz aufs Spiel gesetzt hätten. Kein Mensch, außer Herrn Hoffmann vielleicht, traut Ihnen das zu.“

„Herr Rat, ich muß bitten . . .“

„Herr Hoffmann, unterbrechen Sie mich nicht. Ich weiß nicht, Ihr Benehmen kommt mir heute etwas sonderbar vor. Ich hoffe bestimmt, daß Sie nichts gegen Herrn Lehmann haben.“

„Nein! Durchaus nichts, Herr Rat!“

„Na also! Dann ist ja alles in Ordnung. Und Sie, Herr Lehmann, Sie senden dem Blatte eine Berichtigung ein. Sie sind wohl selber auf diesen Gedanken gekommen und werden gewiß auch einen Entwurf dazu gemacht haben. Denn sehen Sie, ich bin wohl nicht in jener Versammlung gewesen, aber ich weiß genau, was Sie in Wirklichkeit gesagt haben. In der Wahl hatten doch nur die Liberalen ein Interesse. Die Regierung steht, wie Sie wissen, über den Parteien. Da können Sie also nur behauptet haben, die Liberalen hätten den Druck auf die Beamten ausgeübt. Das sozialdemokratische Blatt hat wie immer die Rede verdreht wiedergegeben, um der Regierung einen Sieb zu versetzen. Also, nicht wahr, in diesem Sinne werden Sie berichtigen, und damit ist dann die Geschichte aus der Welt geschafft.“

Lehmann konnte kein Wort hervorbringen. Er wischte sich nur alle Augenblicke den Schweiß von der Stirn. Da klingelte plötzlich das Telephon.

„Herr Hoffmann,“ sagte der Rat, „vielleicht sehen Sie nach, welches Mindervieh da anruft.“

Hoffmann ergriff den Hörer, legte ihn ans Ohr und prallte gleich darauf zurück. „Herr Rat,“ stammelte er, „der Herr Präsident wünscht Sie zu sprechen.“

Der Regierungsrat erhob sich, schritt ans Telephon und unterhielt sich eine Weile mit dem Regierungspräsidenten. Nach Beendigung des Gespräches ging er wieder auf seinen Platz und sagte dann zu Lehmann: „Der Herr Präsident verurteilt auch in scharfer Weise das Verhalten der sozialdemokratischen Presse. Er hat in dieser Sache Bericht eingefordert.“

„Der Herr Präsident fordert Bericht!“ stöhnte Lehmann.

„Ja, aber es handelt sich lediglich um eine Information des Präsidenten. Mit der Berichtigung warten Sie nur noch einige Tage. Es eilt ja auch nicht so, da an und für sich kein ernstdenkender Mensch daran glaubt, daß Sie wirklich die ungeheuerlichen Äußerungen gesagt haben.“

Damit war die Besprechung beendet. Hoffmann und Lehmann entfernten sich aus dem Zimmer des Herrn Rat. Hoffmann sagte unterwegs zu Lehmann: „Na, was habe ich Ihnen gesagt? Nun sind Sie fertig, wenn Sie dabei bleiben, gesagt zu haben, was in der Zeitung steht. Und dann ist unerhört, wie man mich behandelt. Gerade als ob ich der Sünder wäre, so hat mich der Rat angeschmauzt. Und das habe ich Ihnen zu verdanken, Lehmann. Doch ich habe mit Ihnen Mitleid, und trotz allem, was vorgefallen ist, sage ich Ihnen, machen Sie alles, was der Rat will, dann kommen Sie am besten weg und Sie kriegen,“ hierbei sah Hoffmann den Sekretär höhnisch an, „obendrein noch einen Orden. Besser kann man Ihnen doch nicht entgegenkommen.“

Lehmann konnte immer noch kein Wort sprechen.

Er eilte rasch auf sein Bureau, wo ihn Schulz mit allerlei Fragen bestürmte, da er herausbekommen wollte, was der Regierungsrat zu der Affäre gesagt hatte. Lehmann gab aber nur kurze, nichtsagende Antworten. Er machte sich, um seinen Kollegen los zu werden, an seine Arbeit, doch die wollte ihm absolut nicht von der Hand gehen. Am liebsten hätte er sich krank gemeldet. Lehmann sagte sich aber, daß das erst recht auffallen würde. Er hielt also tapfer im Bureau aus.

Acht Tage später wurde Lehmann zum Regierungsrat gerufen. Der Vorgesetzte empfing ihn wiederum recht freundlich und sagte zu ihm: „Herr Lehmann, ich gratuliere, der Kronenorden dritter Klasse ist Ihnen unbedingt sicher.“

„Dritter Klasse?“ fragte Lehmann erstaunt, ohne in freudige Erregung zu geraten.

„Sowohl, dritter Klasse! Der Herr Regierungspräsident hat es durchgesehen, mit Rücksicht auf Ihre großen Verdienste. Sie sehen, welch eine prachtvolle Stellung Sie sich erworben haben. Und dann, Herr Lehmann, habe ich auch mit dem Herrn Präsidenten über das gehässige Treiben des sozialdemokratischen Organs gegen Ihre Person verhandelt. Der Herr Präsident verurteilt eben so wie ich das böswillige Verhalten jenes Blattes, und er bedauert aufs lebhafteste, daß gerade Sie so schwer getroffen worden sind. Ich habe ihn auch erzählt, daß Sie eine Berichtigung geplant hätten. Der Herr Präsident ist aber der Meinung, daß Sie damals nur die Sozialdemokratie haben treffen wollen. Er sagt, es sei ihm nur zu bekannt, daß Sie in Ihren Reden stets den inneren Feind angreifen, und Sie werden das auch in jener Versammlung getan und gesagt haben, es sei die Sozialdemokratie, die einen schamlosen Druck auf die Wähler ausgeübt hätte. Der sozialdemokratische Terrorismus ist ja bekannt. Der Herr Präsident sagt, als Regierungsbeamte wären wir neutral und könnten keiner bürgerlichen Partei Vorwürfe machen, und außerdem dürfe man es mit den Liberalen nicht verderben, da man sie im Kampfe gegen die Sozialdemokratie sehr gut gebrauchen könne. Der Herr Präsident meinte, er wisse, daß Sie nicht nur ein treuer und zuverlässiger Regierungsbeamter, sondern auch ein Politiker mit weitem Blick wären, und daher sei er davon überzeugt, daß Sie sich nur in diesem Sinne geäußert haben könnten. Sie sind wohl so freundlich und senden nunmehr dem Blatte eine dementsprechende Berichtigung.“

Lehmann bekam wieder kein Wort heraus.

„Nun, Herr Lehmann,“ so sprach der Rat zu ihm, „ich denke, Sie können mit meinem Vorschlage sehr zufrieden sein.“

„Sowohl!“ brachte Lehmann mühsam hervor. Dann verabschiedete er sich vom Herrn Rat, ging auf sein Bureau und schrieb an die „Volkstimme“:

„Auf Grund des § 11 des Pressgesetzes ersuche ich Sie um Ausnahme folgender Berichtigung:

Sie schrieben in Ihrem Bericht über die Versammlung des Beamten- und Bürgervereins, ich hätte gesagt, die Regierung hätte bei dem Sammeln von Unterschriften für den Wahlaufuf zugunsten der Liberalen einen Druck auf die Beamten ausgeübt. Das ist un w a h r. Wahr ist, daß ich in meiner Rede unter anderem den Terrorismus der Sozialdemokratie beleuchtet und von dieser Partei behauptet habe, sie übe einen unerhörten Druck auf die Wählermassen aus.

Hochachtungsvoll

Lehmann, Regierungsssekretär.“

Die Redaktion des sozialdemokratischen Blattes mußte diese Berichtigung aufnehmen, da sie sich auf tatsächliche Angaben beschränkte. Und sie hatte kein Recht, die Berichtigung deshalb abzulehnen, weil die gemachten Angaben nicht stimmten. Uebrigens druckten die roten Redakteure diese Berichtigung mit einem wahren Vergnügen ab, denn die Bemerkungen, die sie unter das Schreiben fügten, waren nicht von Pappe. Und am anderen Tage lachte jeder, der Lehmanns Berichtigung las. Nur Lehmann freute sich nicht, und der Regierungsrat sowie der Regierungspräsident auch nicht, wenigstens nicht in der Anwesenheit ihrer Untergebenen. Aber drei Monate später traf bei Lehmann der Kronenorden dritter Klasse ein. Doch schon einen Monat vorher hatte er seine Berichtigung beantragt, die ihm auch prompt bewilligt wurde.

Alle bayrische Städte. Das Biertrinken Bayern ist nicht nur reich an Hopfen und Malz, sondern auch an typischen alten Städten. Mittel- und Nordbayern, wo der für die Ausbreitung und Entwicklung der deutschen Kultur so hochwichtige fränkische Volksstamm sich ansiedelte, weist in dieser Beziehung die charakteristischsten Sehenswürdigkeiten auf. Die neue Zeit hat freilich gerade in diesen Landstrichen zum Teil eine sich ständig entwickelnde und sich stetig erweiternde Industrie hineingetragen. Aber die alten Stadtbilder stehen doch noch ziemlich unverändert und wenig angetastet da. Wer vom Fichtelgebirge kommend, in das Hügelland der fränkischen Schweiz hinüberwandert, wird in vielen Ortschaften manchen guten Eindruck von mittelalterlicher Bauart, sowohl der Einzelgebäude, wie der gesamten Stadt- und Straßenanlage heimtragen. Jene ein Mauerlein, ein Turm, ein Tortorbogen gibt sich als Wahrzeichen her für längst vergangene Jahrhunderte.

Am weitlichen Ausgange der fränkischen Schweiz liegt **Hersbrud.** Die Umgegend dieses Ortes gilt nächst der von Spalt, als das umfangreichste Hopfengebiet Bayerns; von der Bedeutung dieser Art des Bodenbaues bestimmt man namentlich an den Markttagen einen guten Eindruck, wo der geräumige Marktplatz dichtgedrängt von lärmenden und festschenden Menschen ist. Im Jahre 1868 wird Hersbrud zum erstenmal als Stadt erwähnt. Im alten Stadtbild hat sich wohl heute manches verändert; aber die Mauern und die Tore stehen noch immer; sie geben der im weiten Hügelumrahmten Talbühl gelegenen Ortschaft ein malerisches Aussehen; und vom Urzberg, den die Burgruine Hohenstein krönt, genießt man einen schönen Ausblick auf das Hügelland der fränkischen Schweiz.

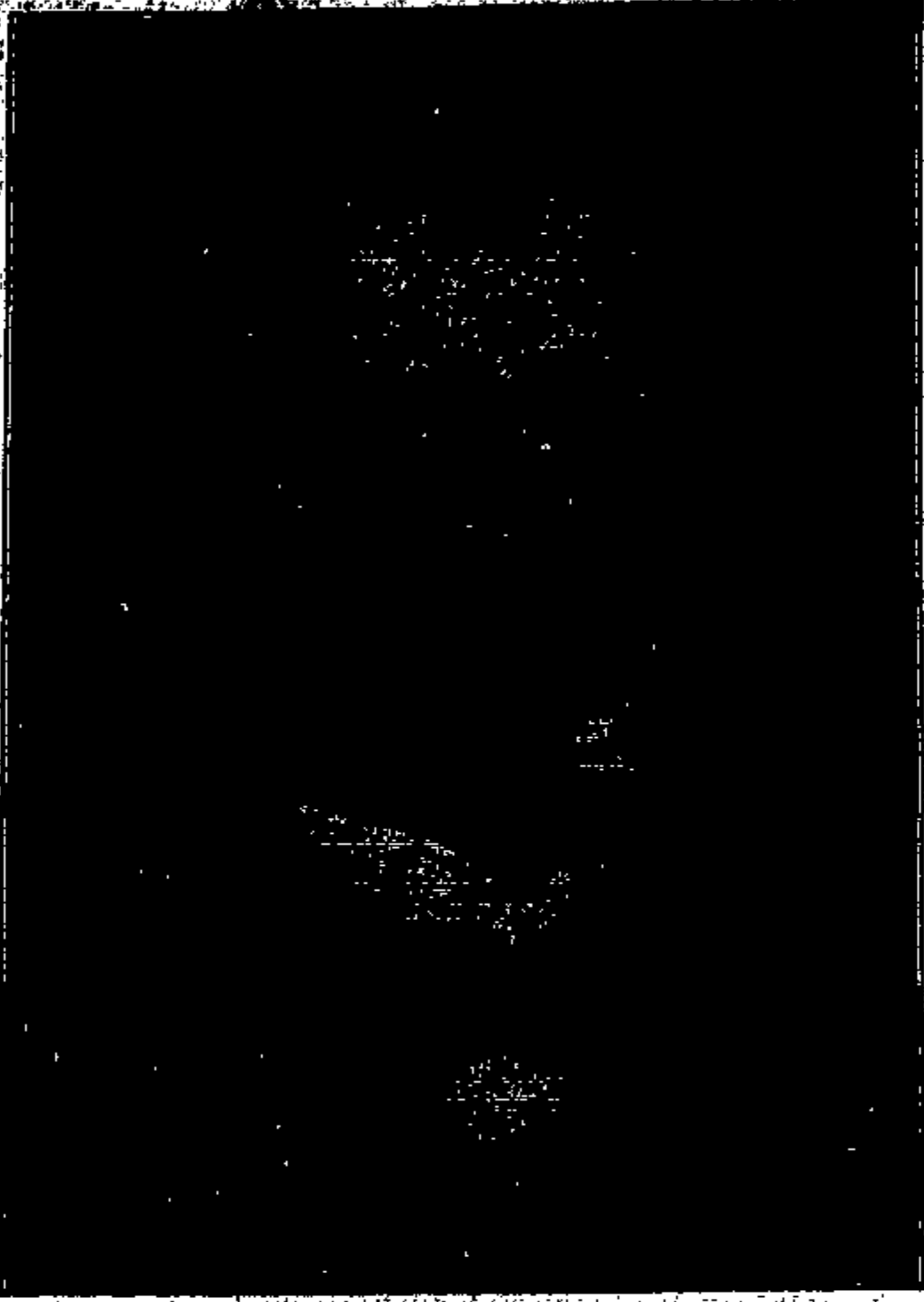
Von Hersbrud wandert es sich gut im Regnitztal stromabwärts. Das Hügelland flacht immer mehr ab, aber die Uferlandschaft bleibt doch leicht gewellt. Die Flußufer sind dicht besiedelt; die Ortschaften folgen in kurzen Unterbrechungen aufeinander. Im fernen Hintergrund dunkeln Wälder auf. Wo ein Hügel besonders stattlich über seinen Nachbarn emporragt, trägt er eine Bierwirtschaft auf seiner Spitze. Auch hierin macht sich das immer näherrückende, großstädtische Nürnberg, in dessen Vorortzone wir uns bereits befinden, bemerkbar. Wie Hersbrud ist auch das alte **Lauf** an der Regnitz gelegen, jedoch geht der Fluß diesmal mitten durch die Stadt hindurch, so daß es ein Lauf rechts und links der Regnitz gibt. Dort aber, wo der Regnitzfluß unter der stattlichen Brücke seine Wasser rollt, ist der älteste, unversälschteste Teil des Ortes, obwohl Nürnbergs Einflußsphäre sich bis hart an die Tore Laufs erstreckt. Hier laufen die schmalen, hügeligen Gassen kreuz und quer. Die Häuschen sind hart am Flußrand erbaut. Ein altes Bauwerk, dessen Mauern vom Regnitzwasser umspült werden, geben dem Bilde, das der auf der Brücke Stehende empfängt, etwas Romantisches. Giebelbach reißt sich an Giebelbach. Ein paar alte, edige Türme reden sich massiv über die braun-roten Dachziegel, unter denen die dunklen, verwitterten Fronten der Uferhäuschen wie im tiefen Schatten liegen und auf den unermüdetlich rauschenden Fluß finster hinausströmen.

Ueber Nürnberg, dessen Stadtbild wir schon bei anderer Gelegenheit ausführlich in Wort und Bild geschildert haben, führt uns der Zug gen Südwesten bis hart an die württembergische Grenze.

In Nördlingen machen wir Station; es verlohnt sich, die alte Stadt zu besichtigen. Nördlingen im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben, im sogenannten Ries gelegen, ist die Heimat zahlreicher, namhafter Künstler. Schaufelein, Albrecht Adam, Friedrich Volk u. a. erblickten hier das Licht der Welt. Das alte Mauergebiet umgürtet noch immer die Stadt. In dem davorlaufenden, jetzt wasserleeren Graben, betreiben rührige Gärtner ihr Geschäft. Eine Bromenade folgt so ziemlich in der ganzen Ausdehnung dem

Mauerriegel. Die Stadt selbst hat wenig von ihrem mittelalterlichen Charakter eingebüßt.

Nördlingen wird schon im Jahre 898 genannt. Damals gehörte es zum Hochstift Regensburg. Friedrich II. machte es im Jahre 1250 zur reichsunmittelbaren Stadt. Von 1847 an spielt der Ort mehrere Jahrzehnte hindurch im Schwäbischen Städtebund eine Rolle. In den Wirren des dreißigjährigen Krieges ward vor Nördlingens Mauern (am 5. und



Paul Wauer, der Erbauer des Reichstagsgebäudes, ist dieser Tage, 71 Jahre alt, in Langenshawbach gestorben.

8. September 1684) jene blutige Schlacht geschlagen, durch welche ganz Süddeutschland von den Schweden geläubert und dem Kaiserlichen ausgeliefert wurde. Die Stadt selbst bietet nicht viel Sehenswertes. Ein alter, nicht uninteressanter Brunnen plätschert auf dem Marktplatz, wo moderne Geschäftsbauten schon vielfach Breche in die spitzdachigen Giebelhäuser geschlagen haben. Aber um die Stadt herum, wo ein mächtiger Hügelkranz zwei Seiten der Mauern parallel läuft, ist neues Leben erwacht. Dort ist eine hübsche



Das Gedenkgelände auf der Seite Lothringens. Die Volksmenge vor dem Secheneingänge wartet auf Einzelheiten über die furchtbare Katastrophe, bei der über 100 Vergeltete das Leben verloren.

Vorstadtstraße entstanden, deren neue, gartenumgebene Häuser von lustiger Höhe herab auf das Gassengetöse des alten Städtleins hinabschauen.

Von Nördlingen führt uns der Weg wieder nordwärts, immer hart die württembergische Grenze entlang. Aus dem fruchtbaren Birngrund Mittelfrankens hebt sich das alte **Dinkelsbühl.** Jede Gasse, jedes Haus fast, zeugt hier von einer durch die Neuzeit noch wenig berührten mittelalterlichen Gassenwelt. Nullförmig schließen sich die Sträßlein in die zahlreichen Plätze hinein. Das am Marktplatz gelegene sogenannte „Deutsche Haus“ ist ein Prachtbau deutscher Renaissance in Holzarchitektur. Auch noch manches andere Gebäude ist sehenswert. Die alte Mauer mit den diesen charakteristischen Türmen und Toren, gibt der breit angelegten Ortschaft ein stattliches Wahrzeichen. Dinkelsbühl war ursprünglich ein Bauerngehöft; später errichteten Karmelitermönche dort ein Kloster, das zum Mittelpunkt eines Fleckens wurde, der im Jahre 1181 zum erstenmale urkundlich erwähnt wird. Zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts macht Dinkelsbühl als freie Reichsstadt erfolgreich Umlauf Konkurrenz. In den nächsten Jahrhunderten ist seine Geschichte eine recht wechselvolle. Erst kurbayrisch, dann preussisch-ansbachisch, dann französisch, fällt es schließlich an Bayern wieder zurück. Die Stürme der Jahrhunderte aber haben das Städtlein nicht aus seinen mittelalterlichen Träumen wachzurütteln vermocht. Noch ist ihm die große Industrie nicht auf den Leib geklebt; noch hat die Zeit ihm sein altes Gepräge gelassen.

Von Dinkelsbühl trägt ein langames Wähele, den, der sich für alte Stadtbilder interessiert, nach dem weltbekannten Rothenburg o. T., das in diesen Blättern bei früherer Gelegenheit bereits eingehend geschildert worden ist und von dem diesmal nur ein charakteristisches Bild erzählen soll, solche Bilder geben wir auch gleichzeitig von dem alten Regensburg, dessen giebelige Häuser, besonders von den Donaublickten gesehen, ein prächtiges Stadtbild zeigen. Alte Städte gibt es in Bayern in reicher Anzahl. Die Witzburger Mainede ist bekannt dafür; auch der Donau entlang baut sich manches sehenswerte Nest auf, das auf nahezu ein Jahrtausend deutscher Kultur zurückzublicken vermag. Haben alle diese Stadtbilder auch im wesentlichen etwas miteinander stark Uebereinstimmendes, so wird doch durch einen Flußlauf, eine Berglinie für Mannigfaltigkeit in der Szenerie gesorgt. Das Auge wird immer wieder gefesselt und nimmt gern die wechselnden Reize in sich auf.

Die **Ginsengwurzel**, ein vor Jahren in Europa sehr geschätztes und teuer bezahlbares Heilmittel, ist bei uns zu einer ziemlich wertlosen Droge geworden. Dagegen wird sie in Ostasien immer noch hoch geschätzt. Sie wird dort ihres aromatischen Gehaltes wegen als Gewürz und auch als Heilmittel gebraucht. Die Ginsengwurzel ist die dicke, knollige Wurzel einer unserer Aralie nahe stehenden Pflanze, Panax, die in sechs Arten in Nordamerika und in Nord- und Ostasien heimisch ist. Unsere Gärtner ziehen sie in Gewächshäusern heran und benutzen sie über Sommer zur Ausschmückung der Gärten. Ursprünglich wurde die Ginsengwurzel nur von wildwachsenden Pflanzen gewonnen. Dabei war die in China heimische Art mehr geschätzt als jene, die aus Amerika stammt. Der japanischen Ginsengwurzel mangelt es oft an Aroma. Da aber die Ausbeute der wildwachsenden Pflanzen der Nachfrage nicht genügen konnte, ist man zum Anbau der Pflanze übergegangen. Sie wurde zuerst in China und Japan gezogen, neuerdings sind auch in Amerika Kulturen angelegt worden. Amerikanische Farmer sind jetzt dabei, große Farmen mit Ginseng zu bestellen; nach Mitteilungen sachverständiger Kreise sollen sie gute Aussicht auf recht lohnenden Erfolg haben, da schon seit mehreren Jahren außerordentlich ansehnliche Preise für die Wurzel bezahlt werden.